

Meyer Zeitung

Einzelnummer 10 Pfennig.



Ausgabezeit und Anzeigenpreise:
Königsplatz 23 (Gde).
Redaktion und Geschäftsstelle:
Pariserstraße 4 (Post Wozel).

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage mit der unentgeltlichen illustrierten Beilage „Sonntagsblatt“.
Bezugspreis vierteljährlich (im Voraus zahlbar) im Gebiete der deutschen Postverwaltung Mark 2.80;
mit dem Beiblatt „Meyer humoristische Blätter“ Mark 3.40. — Fürs Ausland Mark 7.50 bzw. 8.10.

Anzeigen:
die einfache Zeile 20 Pf.
Kleinanzeigen:
die Zeile in der ersten Spalte 50 Pf.

Nr. 205.

Weg, Freitag den 4. September 1914

XXXIV. Jahrgang.

Vollendung des Schlachten Sieges.

Von General der Infanterie z. D. v. Blum e.
Die Ereignisse, die sich seit dem 20. d. M. auf dem westlichen Kriegsschauplatz zugetragen haben, geben uns in ihrem Zusammenhang das Bild einer neuzeitlichen Entscheidungsschlacht größten Stils. Unter diesem Gesichtspunkte müssen die Ereignisse betrachtet werden, um auf Grund kriegerischer Erfahrung eine richtige Vorstellung von ihnen und ein zutreffendes Urteil über ihre Tragweite zu gewinnen. Die Aufgaben, die in den Schlachten des vorigen Jahrhunderts den Armeekorps zufielen, sind jetzt auf Armeen von durchschnittlich drei bis fünf Korps übergegangen, und die Armeekorps kämpfen in zwei- bis dreimal so großer Frontbreite wie damals. Die Schlacht von Gravelotte-St. Privat, die größte des Krieges 1870/71, wurde auf deutscher Seite von acht Armeekorps geschlagen, deren beide feindliche Flügel umlaufende Front eine Länge von 18 Kilometern hatte. Der amtliche deutsche Bericht vom 27. d. M. über die letzten Kämpfe in dem gegenwärtigen Kriege führt sieben deutsche Armeen namentlich an, denen sich allem Anschein nach die gesamten Feld- und Wehrere-Streitkräfte Frankreichs, die gesamte sogenannte Expeditionarmee Englands sowie der noch kampffähige Teil der belgischen Armee gegenüber befinden oder befinden hat. Die deutsche Schlachtfeldfront ist, von Maubeuge bis vorwärts Weg und da über Longvillers bis an das Vogesen-Gebiet, über 300 Kilometer lang. Die Schlacht besteht aus einer Reihe von Einzelkämpfen der Armeen, die, zum Teil selbst mehrere Tage dauernd, sich auf einer Reihe von Tagen verziehen. An die Stelle der Stundenrechnung früherer Schlachten ist jetzt für eine große Entscheidungsschlacht die Rechnung nach Tagen getreten. Die Einzelkämpfe der räumlich und zeitlich weit ausgedehnten Gesamtschlacht aber wird dadurch angelehrt, daß den Armeen die von ihnen zu lösenden Aufgaben andauernd von dem obersten Feldherrn gestellt werden, der für sein Hauptquartier einen derartigsten Aufstellungsort wählt, daß er in unmittelbarem telegraphischen pp. Verkehr mit allen Armeekommandos steht, während jedes der letzteren gleichartige Verbindung mit den Nachbararmeen unterhält. Es ist anzunehmen, daß unsere Gegner ein ähnliches Verfahren für ihre Heeresleitung gewählt haben. Sie haben hierbei die Vorteile voraus, die die Kriegführung im eigenen Lande besonders auch dadurch gewährt, daß das Eisenbahnen des letzteren ihnen Truppenverschiebungen größeren Umfanges erleichtert, solche selbst während einer mehrtägigen Schlacht ermöglichen.
Während nun die Operationen der deutschen Heere im gegenwärtigen Kriege mit einer energischen Offensive durch Belgien begannen, die in wenigen Tagen den größten Teil dieses Landes mit den beiden starken Maasfestungen und der Hauptstadt in unsere Gewalt brachte, nahm die Schlacht ihren Anfang mit dem Vorstoß einer sehr starken französischen Armee gegen unsere linken Flügel in Deutsch-Lothringen, der am 20. d. M. durch den Kronprinzen von Bayern siegreich zurückgewiesen wurde. Der Kronprinz verlor die geschlagene Armee, der hierbei schwere Verluste, besonders auf seinem in die Vogesen gedrängten rechten Flügel, erlitt, in südlicher Richtung bis über die Linie Lunéville-Blamont. Dann wurde er von neuen feindlichen Kräften, die aus der Gegend von Nancy und aus südlicher Richtung vorbrachen, angegriffen, wies aber auch diesen Angriff ab. Inzwischen hat die Armee des Generalobersten v. Herringen die Verfolgung in den Vogesen nach Süden fortgesetzt, der Feind das Eisig geräumt.
Kurz nach dem ersten Siege des Kronprinzen von Bayern schritten nördlich von Metz, Diedenhöfen der Deutsche Kronprinz am 22. August bei Longwy und zu seiner Rechten am 23. der Herzog Albrecht von Württemberg, dieser zu beiden Seiten von Neufchâteau vorgehend, zum Angriff auf die vor ihnen befindlichen beträchtlichen feindlichen Streitkräfte, schlugen diese vollständig und haben, sie kräftig verfolgend, bereits die Maas überschritten, der Deutsche Kronprinz, nachdem er einen von Verdun aus gegen seine linke Flanke unternommenen Vorstoß abgewiesen. Die kleine Festung Longwy ist nach heftiger Gegenwehr in unsere Hände gefallen.
Während dieser Ereignisse ist auch der rechte Flügel des deutschen Heeres gegen den besonders starken linken des Geg-

ners in Tätigkeit getreten. Die General-Obersten v. Bülow und Freyher v. Hausen haben mit ihren Armeen acht Armeekorps französischer und belgischer Truppen zwischen Sambre, Namur und Maas in mehrtägigen Kämpfen vollständig geschlagen und verfolgen sie jetzt östlich der Festung Maubeuge vorbei, deren Angriff eingeleitet ist. Es scheint hiernach, daß diese Verfolgung in südlicher oder doch südwestlicher Richtung stattfindet. Denn bei Maubeuge hat gestern der Generaloberst v. Klud die Engländer erfolgreich angegriffen, heute den Angriff auf sie sowie auf drei französische Territorial-Divisionen, die sich ihnen angeschlossen hatten, erneuert und sie vollständig geschlagen. Sie befinden sich in vollem Rückzuge über St. Quentin, mehrere Tausend Gefangene, sieben Feldbatterien und eine schwere Batterie in unseren Händen zurücklassend. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß am 25. und 26. August vier belgische Divisionen einen Vorstoß gegen unsere Verbindungen in der Richtung auf Brüssel unternommen haben, aber gleichfalls unter schweren Verlusten zurückgedrängt worden sind.
Sonach ist ein Sieg errungen, der alle Teile der gesamten Streitmacht unserer westlichen Feinde, eine nach dem anderen, aufs schmerzlichste unmittelbar getroffen hat. Sie alle befinden sich auf dem Rückzuge, wenn nicht auf der Flucht. Ob und wo es ihnen gelingen wird, unseren, ihnen überhöht von allen Seiten energisch nachdrängenden Armeen mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg weiteren Widerstand entgegenzusetzen, wird die Zukunft lehren. Wir wollen die Fähigkeit unserer Feinde nicht unterschätzen, aber auch von der Entschlossenheit unseres Willens, den uns aufzubringenden Krieg zu freudigem Ende zu führen, nicht das Geringste nachlassen, gleichviel welche Opfer zu diesem Zweck noch gebracht werden müssen.

Vier Wochen Krieg.

Unter vorstehender Ueberschrift bringt die „Köln. Zig.“ einen Artikel in dem sie im Eingange ausführt wie die bisherige Feuertaube der Seidantage immer mehr von dem Glanze verlor, mit dem man sie viele Jahre hindurch umgeben hatte. Dann fährt das Blatt fort indem es schreibt:
Wenn ein Seidantag dazu angetan ist, sich die Zeit vor 44 Jahren wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, so ist's der 2. September dieses Jahres, der unser deutsches Volk in dem schwersten Kampfe sieht, der jemals ihm hätte aufzubringen werden können. Vor der Größe der Gefahr, die heute dem großen einzigen Deutschen Reiche droht, verfährt schier die Gefahr, die im Jahre 1870 dem kleinen Preußen und den deutschen Bundesbrüdern drohte. Damals nur eine Front hatte drei; damals mit ganz verschwindenden Ausnahmen Kampffläche nur auf dem Schilde Europas, auf französischem Boden, heute Kampffläche in aller Welt und mit Weg in aller Welt, und in Europa nicht nur auf dem Boden des Erbfeindes, sondern an der Maas so gut wie an der Mosel, und zum ersten Male seit der Zeit Friedrichs des Großen wieder der slavische Schreden in Dünkreuzen. Vor 44 Jahren war nach dem 2. September die schwerste Arbeit vorbei, heute stehen wir trotz aller Erfolge doch noch in den Anfängen des großen Weltkrieges, es können noch viele Ueberalungen kommen, gute und böse und ehe das Schwert wieder wird in die Scheide gesteckt werden können, wird noch gute Weile sein. Aber wir brauchen sicherlich nicht zu klagen: das Kriegsglück ist uns bisher gütlich gewesen oder besser gesagt: die Lichtheit unserer Truppen, der so viel verklärte profanische Drill hat bisher wieder Wunder gewirkt wie vor 44 Jahren, und die Entel brauchen sich ihrer Großmutter, die Söhne ihrer Väter nicht zu schämen. Es ist schon ein stolzes Stück, daß wir am Seidantage diesmal sagen dürfen, für einige Zeit, vielleicht auch für die Dauer des Krieges, ist die schwerste Gefahr vorbei, die unserm deutschen Lande drohte: der russische Einfall in Dünkreuzen ist gescheitert, die russische Armee ist bei Orléans-Gilgenburg nicht minder kräftig geschlagen worden, als die Arme Napoleons bei Sedan, der Sieg ist unser wie vor 44 Jahren so auch heute. Dem Strategen Moltke gelang am 2. September 1870 ein Schlag gegen Frankreich, der allein in Sedan 83 000 Mann zu Gefangenen machte, darunter den „Drachen vom güldnen Stuhl“, den Kaiser Napoleon; dem Generalobersten von Benedendorff und von Hindenburg gelang ein Schlag gegen die Russen, der 70 000 Mann an Gefangenen brachte — die Sieges-

depeche durfte hinzufügen: „die gesamte Artillerie der Russen ist vernichtet.“ Damals: „drei Tage rauchte der Würfelball und zitternd lauflachte der Erdenball“, heute während das Ringen gar vier Tage, und die Massen, die sich gegenüberstanden, sind weit größer noch gewesen als vor Sedan. Wir dürfen zufrieden sein, wir dürfen dankbar sein, wie unsere Väter vor 44 Jahren es gewesen sind. Wir dürfen stolz sein wie sie und dürfen doch nicht jubeln wie sie, denn der Feinde Zahl ist Belgien gegen die Zahl der Feinde damals, und der Aufgaben sind noch allzu viele und nicht minder schwere für unsere Armeen, als die Aufgabe gewesen ist, die bei Orléans-Gilgenburg zu unseren Gunsten entschieden wurde.
Am 2. September des Jahres 1870 waren rund sechs Wochen seit dem Ausbruch verstrichen, und es waren sechs Wochen des Sieges gewesen, gering nur war die Zahl der Niederlagen oder der Siege, deren Erfolg getrübt wurde durch die übergroßen Verluste. In diesem Jahre des Schicksals 1914 sind am 2. September noch nicht ganz vier Wochen verstrichen — am 4. August war die denkwürdige Kriegserklärung des Reichstags —, und wieder sind es vier Wochen des Sieges gewesen, und die Verluste, die Schlappen, die uns trafen, sind gering im Vergleich zu dem, was erreicht worden, wenn es auch schmerzt, daß gerade unsere junge Marine am schwersten von Verlusten an Kampfeinheiten getroffen worden ist. Aber rührender noch als im Jahre 1870 sind die siegreichen Schlachten im Westen geschlagen worden — es werden auch mehr zu schlagen sein als damals — und der Alp, der auf uns allen lag, der Alp der Ungewißheit, der uns bedrückte, als der große Krieg ausbrach, ist gewichen; wir vertrauen fest, daß auch fernerhin der Sieg mit unseren großen Heerführern und mit unseren todesmutigen Soldaten sein wird. Das ist das Beste, was wir an diesem Seidantage zu sagen haben. Die Waffen der Feinde sind bisher im Westen wie im Osten zerplittert vor dem deutschen Ansturm; wir haben gezeigt, daß wir immer noch das beste Heer der Welt haben und mit Recht gefürchtet, mit Unrecht verachtet worden sind als das Land, in dem es nur Soldaten gäbe; wir haben gesehen, wie bitter Not das für uns war. Wir haben in den letzten vier Wochen friedlich gearbeitet und dafür gelobt, daß die große Maschine des Staates nicht eintrübe; das Deutsche Reich, der junge Prometheus, durfte mit dem Prometheus Goethes von sich sagen: „Was kündest du von Felsen mir? Sie lieb ich nicht.“ Es darf heute, da wir hinübergegangen sind, wieder einmal die Hermandschaftslacht zu schlagen, fortzuführen wie er, darf es an diesem Seidantage sagen und wird es beweisen, zum Schreden der Feinde: „Des wahren Mannes echte Feuertaube sei die Tat.“

Der Belagerungsstand in Metz 1870

Eine Studie von V. A.
VI.
Während so Marshall Bazaine und Oberkommandant Coffinieres bei jeder Gelegenheit darboten, wie wenig Gefahr und Kraft in ihnen lag zur Ausübung dessen, was der Deutsche ihre „verdamnte Pflicht und Schuldigkeit“ genannt hätte, beleuchtete das Strafen des Gemeinderats, den Verhältnisenergieh die Spitze zu bieten, und der wohlhabenderen Bürgererschaft, die immer wachsende Not der ärmeren Bevölkerung zu lindern, mit möglichstem Glanze aus dem Dunkel jener Tage hervor. Dafür hier einige denkwürdige Beispiele, die auch den Vergleich mit der Umhüll, Tatkraft und Opferfreudigkeit nicht zu scheuen haben, mit der die Stadtverwaltung, der Gemeinderat und die Bürgerchaft des heutigen Metz den August 1914 zu einer Glanzperiode echten Bürgerstimmes gemacht haben, auf deren Ruhmesblatt der Name des Bürgermeisters Dr. Foret oben steht, wie auf dem von 1870 der des Mairets Felix Marchal.
Am 24. August 1870 wurde die Gorzer Wasserleitung bei Vaux durch die Deutschen gestört. Die Zivilbehörden hatten mit dieser Möglichkeit gerechnet und rechtzeitig am Pont des Roches (Felsenbrücke) Dampfmaschinen aufgestellt, die die städtischen Reservoirs mit Wasser füllten, das, wenn es auch keineswegs gut war, doch durch Filtrierung zum Trinken und Kochen brauchbar gemacht werden konnte.
Schon am 11. September waren die Salzporräte in der Stadt nahezu erschöpft. Eine Reihe von wissenschaftlichen

Versuchen, z. B. aus der vorhandenen Chlorwasserstoffsäure sowie aus Potasssalz herzustellen, konnte schon wegen des ungenügenden Vorrats an diesen Stoffen keinen großen Erfolg haben; auch der Vorschlag, aus den Gruben der Gegend Salz zu gewinnen, führte nicht zum Ziel. Dagegen war eine bei St. Julien in der Gegend von Soudré (Lothringer Lebenswelle?) entdeckte Salzquelle von großem Nutzen; durch Verdunsten gewann man aus einem Liter Wasser 3,81 Gr. reines, gutes Salz und die mit dem Wasser selbst gelösten Stoffen bedurften fast keines Salzaufabes. Alle Spitäler hielten dort ihr Kochwasser und der Zivilbevölkerung stand es frei, aus der sehr ergiebigen Quelle täglich morgens und abends eine Stunde lang Wasser zu holen.
Vom 1. September, dem Tage also ab, an dem man sich in Metz endlich nach dem misslungenen Durchbruchversuch der Rheinarmee (Kloßwelle) mit dem Gedanken einer längeren Belagerung vertraut zu machen begann, waren die Lebensmittelpreise schon auf unerschwinglicher Höhe: Rindfleisch kostete 3,70 M., Schweinefleisch 2,56 M., Kalbfleisch 4,00 M., Hammelfleisch 6,40 M., get. Schinken 6,40 M., Salz 4,80 M., Kartoffeln 1,20 M., Erbsen, Bohnen und Linsen 1,20—1,00 M. per Kilogramm, Eier 4,80 M. das Dutzend. Ein Fäßchen Tabak, das vor der Belagerung 20 Pf. kostete, wurde jetzt mit 4—5 M. bezahlt. Die Marktpreise waren so jähelhaft in die Höhe gegangen, weil sich um den Markt und den gemäßigtesten Zwischenhandel keine Militärbehörde kümmerte, der die Stadt zu nächst doch wohl noch die Tatkraft zur Initiative zugebracht hätte. Um der ärmeren Bürgerchaft einigermassen beizuhelfen, wurde seitens der Stadt im September eine erste, im Oktober noch eine weitere Geldsammlung veranstaltet, deren Ertrag von nahezu 200 000 Fr. an die armen Familien verteilt wurde. Leider mars nur ein Tropfen auf den heißen Stein, da die gute Hälfte der Bevölkerung hilflosdärftig war.

In seiner Sitzung vom 14. September beschloß dann der Gemeinderat, der Bevölkerung der Bürgerchaft möglichst wenigstens bezüglich der allernotwendigsten Nahrungsmittel ein Ziel zu setzen, Bazaine um die Ermächtigung zu bitten, alles im bürgerlichen Besitz befindliche Getreide und Mehl zu Tarzpreisen aufzukaufen und dasselbe den Mülkern und Badern zu 36 bzw. 46—48 Fr. pro Hektoliter überweisen zu dürfen. Die Bäcker sollten dann für eine Sorte Brot baden und diese zum vorgeschriebenen Satze von 46 Centimes (36,8 Pf.) für das Kilogramm verkaufen. Ferner wurde Bazaine gebeten, die Arme solle der Stadt täglich eine gewisse Anzahl von Schlachtpferden liefern und der Metzern einen Tarzpreis für die schon seit Ende August das Viehdreißel eine immer wichtiger werdende Rolle spielte. Bazaine genehmigte beide Anträge und beauftragte Coffinieres mit der Durchführung der zu treffenden Maßnahmen, mit denen die Bäcker und Metzger nach ihrer einträglichen Militärerschaft natürlich höchst unzufrieden waren. Die Bewachung, die übrigens noch durch die vollen Geldbeutel der Militärs unterstüzt wurde, ließ denn auch erst nach, als ein paar Militärkader gegen das Gemeinwohl auf stülcher Tat ergriff und zu empfindlichen Gefängnisstrafen verurteilt waren.

Nach einem Marktbericht vom 29. September hatten einen vollen Monat vor der Kapitulation die noch gehandelten Lebensmittel schon folgende Preise (nach Kilogramm an Lebens geredet): Kalbfleisch 14, Hammelfleisch 10, Rindfleisch 9, Speck 18, Bohnen 3, Zwiebeln 4, Kartoffeln 1,20, Butter 36, Salz 18 bis 18, Zucker 14 Frs. Ein Huhn kostete 15—18, ein Lappin (Kaninchen) 20—23, ein Ei 0,50 Frs.
Nebenbei mag nicht unerwähnt bleiben, daß es in Metz bei all dieser Not selbst am Tage der Kapitulation Familien gab, die immer noch überreichlich mit Proviant jeder Art, selbst Salz, versehen waren. Andere Leute brachten es dank der mangelfaften Kontrolle fertig, nach der Kapitulation noch mit lebenden Kühen und Pferden in die Stadt zu verladen, in die sie feinerzeit mit ihrer Habe geflüchtet hatten; das Vieh war wohl aufgenommen und eingeschrieben, aber niemals abgeholt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Lückenbüßer.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Friedrich Thiem e.
„Ich muß aber meinen Schuldchein zurückbekommen“, rief ihr der Vater noch über den Tisch hinweg zu. Sie nickte lächelnd — zum Antworten war keine Zeit mehr, denn eben traten die Erwarteten ein, worauf sich sofort eine lebhaftere Unterhaltung entspann. Dem Rittergutsbesitzer war der Abend, auf den er sich so getreut hatte, freilich verdoeben, wenigstens in seinem ersten Teile, dann unter dem Einflusse des Weins und der deliziosen Speisen sprang seine leichtlebige Natur schnell über den fatalen Zwischenfall hinweg und nach einer Stunde befand er sich auf der Höhe seiner berühmten Fideleität. Auch Janga war heute heiterer als seit langer Zeit, sie fühlte sich so innerlich glücklich über ihre Ertrugenschaft — kaum konnte sie es erwarten, bis sie der Vater in einem von ihm bezahlten Taximeter nach Hause brachte.
Gottfried hatte noch Licht — sie klopfte an, und als er herein rief, trat sie mit leisem Grusse ein und legte den Schein ohne ein Wort vor ihn auf den Tisch.
„Was — was soll das?“ fragte er überaus.
„Für den Vater — Papa hat Geld bekommen und — da mußte es natürlich seine erste Sorge sein, sich dieser Ehrenschuld zu entledigen. Sel so gut, trage es dem Vater hin und laß Dir den Schuldschein für mich geben.“
Und mit kurzen „Gute Nacht!“ verließ sie das Zimmer.
Dem Brausen und Heulen des Tauwintes folgte der erste Boie des Frühlings in Gestalt eines Tages noch wahrhaft sommerlicher Wärme und Unbeglücktheit, im Spätfbruar keine allzu seltene Erscheinung. Noch stand freilich die Natur unter der Döppe des alten griechischen Weises: „Alles fliehet“ — in allen Formen und Erscheinungen zeigte sich das tropische Maß, auf dem Boden bildete es Teiche und Seen, es strömte in schlängelnden Rinnsalen dahin, glüdete aus Dachtraufen, häumte in Miniatur-Kastanen von Miniaturhügeln herab, trippelte in großen Perlen von den Büumen und Zweigen. Wer über alle feuchten Hindernisse hinweg balanzieren die Menschen mit ihren wintermüden Herzen, ihre Schnulust krebte nach dem goldenen Sonnenlicht, nach der Balsamluft der Freiheit, nach dem Anblick der Stätten, in welchen sie vornehm die heiligen grünbelaubten Haine und Lustwälder des Sommers verzeihen.
Auf einem einsamen Wäldchen des Tiergartens saßen Janga und Johannes auf einer Bank — die Stelle war ihnen ihrer Stille und Lieblichkeit halber lieb geworden, und heute zum erstenmal wagten sie es, kurze Zeit auf der bisher besetzten Bank auszuruhen und mit der Sonne ausgeleitet

Rücken den Frieden des Orts und die Milde der Lust zu atmen.
Sie hatten ziemlich lange gesehen, ohne daß ein Wort gesprochen wurde, bis endlich Janga, ihres Begleiters Hand ergreifend, das Schweigen unterbrach:
„Sag mal, Händchen, was ist denn heute mit Dir? Du bist ja wie ausgelacht — so — so perplex und verstört. Was hast Du denn?“
„Ach, gar nichts“, lachte der junge Mensch ihre Veremundung zu beschwichtigen.
„Gar nichts? Das ist nicht wahr“, sagte die junge Frau mit erhobener Stimme. „Als ob ich Dich nicht genau kenne. Mir wirst Du es doch verraten, Hans?“
Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und hielt sein Gesicht so, daß die Richtung seiner Augen gerade auf sie ihrigen traf.
„Siehst Du, mein Schöndchen, daß ich recht habe — nun belenne auf der Stelle, oder ich gehe allein nach Hause!“
Johannes drückte noch ein bißchen herum, endlich hub er mit Vorkommenheit in Ton und Wesen an: „Zit es wahr, Janga, daß — daß Du Dich von Gottfried scheiden lassen willst?“
Janga ließ seinen Kopf los und blickte zur Seite.
„Wer hat Dir das gesagt?“
„Niemand — ich — ich höre es zufällig, — der Vater dachte, ich wäre nicht da und fing davon an.“
„So hat Gottfried mit seinen Eltern darüber gesprochen?“
„Es ist also wahr, Janga?“ rief der Jüngling erschreckt.
„Nun ja — wir sind in aller Einträchtigkeit übereingekommen, uns zu trennen, da wir nun einmal nicht zusammen passen“, entgegnete Janga mit noch immer abgewandtem Antlitz. „Deshalb brauchst Du Dich nicht aufzuregen, Hans — Du und ich, wir bleiben Freunde, nicht wahr?“
„Auf Tod und Leben!“ beteuerte Johannes mit glühendem Enthusiasmus, indem er ihre Hand ergriff und sie wie schwebend mit der seinen zugleich emporhob. Verflochten einen Tropfen von seinen Wimpern entfernend, fragte er lächelnd: „Wo wirst Du hingehen, Janga?“
„Das weiß ich noch nicht. Irrendwohin — in eine Stel lung. Deshalb frustiere ich ja eben so eifrig.“
„Ach — deshalb? Weißt Du, Janga, der Gedanke ist mir unangenehm, daß Du einmal nicht mehr meine Schwägerin sein und womöglich gar einen anderen Mann als Gottfried haben sollst?“
Sie lächelte in weher Verwirrung.
„Ach die lächerlichen Reden, Hans — ich werde keinen anderen Mann wieder haben, das ist gewiß!“
„Mit auch nicht? Würdest Du mich auch nicht nehmen, Janga, wenn ich dann zehn Jahre älter vor Dir dich hintrete und —“

Sie klopfte ihm lächelnd auf den Mund.
„Schwäger — ich bin dann wohl nicht ebenjooler älter? Sieh nur erst zu, daß Du etwas wirst — wie steht's denn mit Deinen Wuscheln für das Examen?“
Der Primaner jentte kleinlaut den Kopf.
„Ich fürchte, nicht zum besten, Janga.“
„Und hast nur noch vier Wochen Zeit —“
„Nun — vier Wochen — ja!“
„Gottfried hat sich doch große Mühe mit Dir gegeben!“
„Das hat er — und Doktor Siebert auch — trotz alledem — ich weiß nicht, ob ich's durchziehen werde. Und dann — der Vater —“
Er unterbrach sich und starrte grübelnd vor sich hin. Plötzlich stand er hastig auf und stampfte auf den Boden.
„Janga, wenn ich nicht Doktor werden kann — dann —“
„Nun — dann, Hans?“
„Dann siehst Du mich tot!“ rief er mit blühenden Augen.
Janga stand ebenfalls auf, nahm seinen Arm und zog ihn mit sich fort. „Das ist ja kindisches Gerede, Hans — tue Deine Pflicht und halte den Kopf hoch. Ich hege die beste Hoffnung.“
Johannes geleitete seine Schwägerin nun bis zur Haustür, wo beide stehen blieben und noch einige Worte wechselten. Da trat ein Herr zu ihnen, dessen Händchen beide gar nicht beachtet hatten, und richtete plötzlich die Frage an die junge Frau: „Ist Gottfried oben, Janga?“
„Du bist es, Hans? Ich weiß nicht — ich lehre eben zurück — aber ich glaube nicht. Es ist ja Mittwoch heute.“
„So will ich einmal nachsehen. Ich möchte ihm sprechen.“ Und im Nu war er in der Tür verschwunden.
Janga sah ihm betroffen nach. Doktor Heimdal kam ihr heute ganz anders als sonst vor. An die Stelle seines gewöhnlichen überlegenen Selbstbewusstseins war eine eigentümliche Giltfertigkeit und Unruhe getreten. In seiner Physiognomie lag etwas, das sie beirretete. War etwas mit Jamburg geschehen? Oder war er der Ueberbringer einer Unglücksbotschaft von den Eltern? In einiger Bestürzung ging sie, Johannes schnell verabschiedend, hinter ihm her.
Doktor Heimdal legte in ungläublich raschem Tempo die erste und zweite Treppe zurück — mit denselben Haß streckte er den Zeigefinger nach dem Kopf der elektrischen Klingel aus — mit einem male hielt er inne und fand eine Welle wie unentschlossen vor der Tür. Da hörte er auf der Treppe Jangas Schritt — nun klingelte er sich und ward von dem zufällig im Korridor befindlichen Mädchen auf der Stelle eingelassen. Im nächsten Augenblick stand er vor dem in einem Arbeitszimmer weilenden Schwager.
Gottfried erhob sich erstaunt von seiner Chaiselongue, auf der er sich eine halbe Stunde ausgeruht.

„Liegen bleiben — laß Dich ja nicht führen“, rief ihm der Rechtsanwalt schon von weitem entgegen, indem er seine jovialste Miene aufzuheben sich bemühte. „Es tut einem ja ordentlich wohl, Dich einmal horizontal zu sehen — Du machst es gerade wie ich, Arbeit und immer Arbeit.“
„Das ist heute das Leben“, erwiderte Doktor Mohr mit dem halb befangenen Lächeln eines Menschen, der durch einen unerwarteten Besuch aus seiner Gewohnheit aufgeschreckt wird.
„Leider ja“, senkte der Rechtsanwalt. „Sind wir heiser als Maschinen? Tag für Tag dieselbe Weier, aufstehen, waschen, essen und arbeiten — und moir an leichten Ende? Selbst die Gemüße, sie mit einzustufen, sind immer dieselben. Hast Du Lust?“ Er präzentierte dem Schwager die gestülpte Zigarrentasche.
„Dante — ausnahmsweise. Weißt rauche ich nur abends.“ Sie zündeten sich ihre Zigarren an.
„Wißt Du nicht, was ich heute, Hans?“
Doktor Heimdal setzte sich, stand aber sogleich wieder auf. „Wollen wir einen Spaziergang machen?“
„Danke, ich erwarde um drei eine Schülerin.“
„Ich habe eigentlich auch keine Zeit — aber einmal ein paar Züge frische Luft tun einem not. 's ist ein wunderbarer Nachmittag heute.“ Starke Wölken aus seiner Zigarre herauspumpend, ging er mit ansehender Nonchalance auf und ab, blieb bald vor einem Kilde, bald vor den Büchern stehen und nahm alles mit jener gedankenlosen Aufmerksamkeit in Augenschein, die wir gemeinlich an den Tag legen, wenn unsere Sinne eben nicht mit Wichtigem beschäftigt sind. Der Gymnasiallehrer warf von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick nach ihm hin. Was wollte der Schwager von ihm? War er wirklich gekommen, ihn zu einem Spaziergange abzuholen? Sie waren in der Zeit seiner Brautchaft und Ehe dreimal zusammen ausgewesen. Nein, das Gebahren des Rechtsanwalts war das einer Person, die sich mit aller Gewalt den Ansehen völliger Harmlosigkeit geben will, während sie ein ganz bestimmtes Ziel verfolgt. Der gewandte Wälder trug nicht gerade Verlegenheit zur Schau, dazu war seine Herrschaft über das eigene Ich zu groß und geübt, aber schon sein so ungenügend begründetes Erscheinen zu so ungewohnter Stunde bot hinreichenden Anlaß zu den Ermahnungen des Doktors. Wäre jemand anderes als der vielbeschäftigte, glanzvolle Verehrer in Frage gekommen, so hätte der Gymnasiallehrer der Vermutung zugeneigt, es handle sich um eine Geldgabe gelegenheit. Aber bei Doktor Heimdal, dem selbstbewußten Inhaber einer großartigen Praxis, einen solchen Beweggrund vorauszusetzen, mußte geradezu absurd erscheinen!
(Fortsetzung folgt.)

